



Leseprobe aus Jurczyk, Doing und Undoing Family, ISBN 978-3-7799-6291-5 ©
2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-6291-5](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6291-5)

1. Einführung

Karin Jurczyk

Anlass und Hintergrund

Warum dieses Buch? 2014 hat ein Team am Deutschen Jugendinstitut (DJI), bestehend aus Karin Jurczyk, Andreas Lange und Barbara Thiessen, den Sammelband „Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist“ herausgegeben (Jurczyk u. a. 2014a). Der Titel war vielversprechend und folgte einer zeitdiagnostisch begründeten Idee, die sich aus der eigenen empirischen Forschung (vgl. Jurczyk u. a. 2009a) und der konzentrierten Rezeption der familienwissenschaftlichen Analysen der zurückliegenden Jahrzehnte ergab: Dass wir es nämlich mit einer Veränderung des Zustandekommens, der Art und Weise des alltäglichen Lebens sowie der Verläufe von Familien zu tun haben. Auch wenn Familie immer im Wandel ist und auch wenn immer schon einzelne Sorgeleistungen in und durch Familie erbracht wurden, schien sich doch mit der Durchsetzung der späten Moderne ungefähr ab den 1970er Jahren in Deutschland der Modus von Familie grundlegend zu ändern: von der Selbstverständlichkeit und Traditionsgebundenheit zur bewussten „Herstellung“ von Familie und familialen Beziehungen.

Heute, fünf Jahre später, gibt es keinen Hinweis darauf, dass diese Veränderungen rückgängig gemacht wären. Wir stellen eher eine noch forciertere Notwendigkeit dieser Herstellungsleistungen fest. Selbst wenn derzeit in Deutschland wieder (geringfügig) mehr Kinder geboren werden und auch die Scheidungszahlen nicht weiter steigen, scheint es zunehmend kompliziert, Familie zu leben und die gesellschaftlich erwarteten familialen Leistungen wie Versorgung, Erziehung, Pflege, Zuwendung etc. zu erbringen. Der hohe Stellenwert von Familie nimmt zwar nicht ab, aber eine Familie zu gründen sowie Geschlechter-, Generationen- und Verwandtschaftsbeziehungen verlässlich zu leben, wird komplexer, kontingenter und voraussetzungsvoller. Der Druck auf Familien kommt von vielen Seiten: den hohen Ansprüchen aus dem Bildungs- und Erziehungsbereich an eine optimale Förderung von Kindern, den fortschreitenden räumlichen und zeitlichen Entgrenzungen des Erwerbsbereichs, den immer ungleicheren Lebenslagen, verbunden mit der Notwendigkeit, zwei Einkommen zu erwirtschaften, den neuen technischen Herausforderungen und Möglichkeiten durch die Omnipräsenz digitaler Medien, den neuen Möglichkeiten der Reproduktionstechnologien, den Verschiebungen im Generationengefüge

durch die steigende Lebenserwartung, den wachsenden Ansprüchen an und Möglichkeiten für eine individuelle Lebensgestaltung und Lebensform, der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen sowie, nicht zuletzt, den erhöhten Erwartungen an partnerschaftlichere Geschlechterverhältnisse (vgl. hierzu beispielsweise Bertram/Deuffhard 2015; Bauer/Büscher 2008; Merkle u. a. 2008; Jurczyk u. a. 2009a; Jurczyk/Heitkötter 2012; Jurczyk u. a. 2014b; Lutz 2012; Preuß 2014; Roskam u. a. 2018; Schneider u. a. 2019). Der Druck auf Familien ist also sowohl inner- als auch außerfamilial bedingt: durch eigene individuelle Erwartungen und Ansprüche einerseits sowie externe und strukturelle Anforderungen und nicht auf die Bedarfe heutiger Familien abgestimmte Rahmenbedingungen – etwa für eine entscheidend verbesserte ‚Vereinbarkeit‘ von Familie und Beruf – andererseits. Vielerorts wird eine gesellschaftliche Sorge- oder „Reproduktionskrise“ (Jürgens 2010) diagnostiziert, bei der überforderte Familien eine entscheidende Rolle spielen und oft genug auch den ‚schwarzen Peter‘ zugeschoben bekommen. Diese sich verschärfende Krise von „Care“ (Jurczyk 2015), die in den vergangenen fünf Jahren insbesondere bei der Pflege der älteren Generation oder auch in der Nachsorge nach Krankenhausaufenthalten durch sogenannte „blutige Entlassungen“ sichtbar geworden ist, ist letztlich dadurch bedingt, dass die oben beschriebenen Entwicklungen bislang nicht oder zu wenig dazu geführt haben, dass die Gesellschaft, der Wohlfahrtsstaat, die Öffentlichkeit und die Arbeitswelt sich ihrer Verantwortung für eine neue sozial- und geschlechtergerechte Regulierung der familialen und professionellen Sorgearbeit stellen. Das Modell einer „sorgenden Gesellschaft“, die Familie zwar weiterhin ihren Platz als Ort fürsorglicher persönlicher Beziehungen gibt, ihr aber nicht die meiste Last der Sorgearbeit als privat zu lösendes Problem zuweist, ist nicht in Sicht.

Nach wie vor gilt also: Wo nicht mehr selbstverständlich auf Traditionen und klare normative Handlungserwartungen sowie auf verlässliche Rahmenbedingungen zurückgegriffen werden kann, wo die Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und Familie durchlässiger werden, wo Geschlechterarrangements immer neu verhandelt und Generationenbeziehungen individuell ausgestaltet werden können, wird Familie für alle Beteiligten (zunehmend) zu einer eigenständigen, evtl. prekären und scheiternden Herstellungsleistung. Vor dem Hintergrund der nur kurz skizzierten gesellschaftlichen Entwicklungen bleibt also die *besondere Sinnhaftigkeit des praxeologischen Ansatzes von Doing Family*, der davon ausgeht, dass man heute eine Familie nicht einfach „hat“, sondern dass man sie „tun“ muss, bestehen. So bleibt unsere Grundthese von 2014 weitgehend unverändert, die Entwicklungen fordern jedoch dazu auf, neue Aspekte in den Vordergrund zu rücken: beispielsweise die systematische Bedeutung von Care für Familie sowie auch die Generationenbeziehungen zwischen älteren Menschen und erwachsenen Kindern. Die rechtskonservativen Entwicklungen in Deutschland (und in vielen Ländern Europas) sind ein weiterer Grund, am

Ansatz des Doing Family nicht nur festzuhalten, sondern ihn weiter zu vertiefen: bietet er doch die Möglichkeit, einen realitätsangemessenen Blick auf die Komplexität heutiger Familien in einer spätmodernen Gesellschaft zu werfen und mit seiner Perspektive auf konkrete Praxen und auf für Familie konstitutive Ambivalenzen das ideologisch aufgeladene Konstrukt der traditionellen Normalfamilie zu ‚entzaubern‘. Dieses Konstrukt wird derzeit von rechtskonservativer Seite wiederbelebt und im Interesse einer rückwärtsgewandten und ausgrenzenden Politik instrumentalisiert. Vielmehr meinen wir, durch unseren Ansatz des Doing Family dazu beitragen zu können, dass Familie in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft gerade dann besser und realistischer anerkannt und aufgewertet werden kann, wenn es gelingt, die praktischen alltäglichen ‚Mühen‘ fürsorglicher Beziehungen in den unterschiedlichsten familialen Konstellationen sichtbar zu machen. Neben den genannten zeitdiagnostischen Gründen der gesellschaftlichen Entwicklungen gibt es einen weiteren Grund für den Ansatz des Doing Family, löst er doch strukturbezogene Modelle ab, was nicht nur analytisch geboten, sondern auch normativ zu begrüßen ist. Denn ein Denken in Doing Family-Kategorien holt auch Momente der Freiheit der Lebensgestaltung ein.¹

Dennoch lässt sich für 2014, gemessen an dem umfassenden Anspruch unserer Idee, aus der der noch weiterreichende Anspruch folgte, hiermit eine neue „praxeologische“ Perspektive in die Familienforschung einzubringen (Jurczyk 2014 a, b), unser Vorhaben als mutig, vielleicht als tollkühn bezeichnen. Dies gilt umso mehr, als wir das Konzept nur in groben Umrissen vorgelegt haben. Auch konnte in den Folgejahren – schlicht aus Zeitmangel – eine bessere Fundierung und systematische theoretische Einordnung nicht vorgenommen werden, es gab jedoch punktuelle Weiterentwicklungen, etwa hinsichtlich der Grundformen der Herstellung von Familie sowie von Familie als Netzwerk (Jurczyk 2020 i.E., 2018).

Die Aufmerksamkeit und Resonanz, die das Doing Family-Konzept in Wissenschaft und Praxis trotz seiner Unzulänglichkeiten hervorgerufen hat, bestärkt uns nun darin, dem eigenen Wunsch nach wissenschaftlicher Vertiefung dieses – unseres Erachtens nach wie vor unfertigen, aber lohnenswerten – Ansatzes nachzukommen und diesen Band vorzulegen. Forciert wird diese Absicht durch die zeitliche Koinzidenz mit dem Ausscheiden der Herausgeberin aus dem Deutschen Jugendinstitut und damit aus dem Kreis der meisten Kolleginnen und Kollegen, die bereits beim Band 2014 mitgewirkt und in den vergangenen Jahren zunehmend mit dem Doing Family Ansatz gearbeitet haben.

1 Für diesen Hinweis danken wir explizit Dominik Krinninger, der sich die Mühe gemacht hat, die umfänglichen konzeptionellen Kapitel kritisch zu betrachten.

Insofern ist dies kein ‚normaler‘ Sammelband, sondern ein gemeinsames Werk mit einem gemeinsamen Arbeits- und Diskussionszusammenhang und dem geteilten Bezug auf ein Konzept aus ganz unterschiedlichen Forschungszusammenhängen und Disziplinen der jeweiligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des DJI sowie der ausgewählten externen Autorinnen und Autoren.²

Vor dem Hintergrund des Gesagten können die Ziele des Bandes genauer benannt werden. Zunächst sollen aktuelle empirische Arbeiten ebenso wie kritische Auseinandersetzungen mit dem Konzept sichtbar gemacht und entlang bestimmter Themenlinien sortiert werden. Vor allem aber wollen wir das Konzept an einigen Stellen präzisieren und sichtbar gewordene Lücken bearbeiten. Hierzu gehören die vertiefte Beschäftigung mit theoretischen Dimensionen von Care und Gender sowie mit vorliegenden Praxistheorien. Dies soll dazu beitragen, unseren praxeologischen Familienbegriff deutlich umfassender und mehrdimensionaler entwickeln zu können als bislang. Zudem hat sich in den Diskussionen der vergangenen Jahre gezeigt, dass unser zunächst gezielter Fokus auf die Herstellungsprozesse von Familie bestimmte Praxen an den Rand gedrängt hat, die ebenso zu Familie gehören: beschädigende und distanzierende Praxen als Schattenseiten des und Gegenbewegungen zum Doing Family. Allzu oft wurde das Doing Family deshalb auch als ein „Gelingen“ der Herstellung von Familie missinterpretiert. Vor diesem Hintergrund scheint es uns weiterführend, das Doing um ein Undoing Family³ zu ergänzen und zu fragen, wie sich beides zueinander verhält.

Darüber hinaus ist deutlich geworden, dass sich bislang auch unser Blick auf die Akteure der Herstellung von Familie – wie weit verbreitet in der Familienforschung – zentrierte auf Erwachsene und hierbei auf Eltern (meist Mütter)

2 Daraus ergibt sich auch die Besonderheit der Darstellung der Quellen: Am Ende des Buches findet sich ein Gesamtliteraturverzeichnis, weil es sonst allzu viele Mehrfachnennungen von Titeln gegeben hätte.

3 An dieser Stelle bedarf es eines wichtigen Lesehinweises zur Vermeidung von Irritationen bzgl. der Schreibweise der zentralen Begriffe:

– Doing Family (die Anfangsbuchstaben beider Wörter großgeschrieben) meint die Praxen der Herstellung von Familie, einschließlich seiner Schattenseiten (und das dazugehörige Konzept).

– Undoing Family (die Anfangsbuchstaben beider Wörter großgeschrieben, doing aber klein) meint einerseits das ‚situative Ruhelassen‘ und das aktive Unbedeutendmachen von Familie, andererseits die Praxen der Beschädigung, Auflösung und Distanzierung von Familie (und das dazugehörige Konzept).

– UnDoing Family (die Anfangsbuchstaben beider Wörter großgeschrieben, aber auch das Doing) bezeichnet das praxeologische Gesamtkonzept von Familie, das die Praxen sowohl von Neutralisierung und Auflösung als auch von Herstellung umfasst.

– Not Doing Family (alle Anfangsbuchstaben großgeschrieben) meint das Ignorieren bzw. den Ausschluss von Familie als Bezugssystem beim Handeln und Deuten.

kleiner Kinder. Sehr oft ging es dabei auch um die Kernfamilie von Vater-Mutter-Kind. Wenig im Focus waren dagegen die Kinder selber, die Väter, die ältere Generation, sogenannte „Wahlverwandte“ sowie die Stief- und Adoptionsfamilien und familiale Netzwerke. Vernachlässigt war bislang auch das Zusammenspiel von individuell-familialen, institutionellen (z. B. Fachkräfte der Sozialen Arbeit und des Gesundheitswesens) sowie informellen (wie etwa Nachbarschaft und Freundeskreis) Akteuren im UnDoing Family, das jedoch gerade in vielen Forschungsprojekten zu den Hilfesystemen für Familien eine erhebliche Rolle spielt. Sowohl durch die Perspektive auf die beschädigenden und distanzierenden Praxen in Familien und faktische Auflösungen von Familienbeziehungen als auch durch die Erweiterung der Akteursperspektive um institutionelle, informelle und kollektive Akteure ist intendiert, eine bessere Anschlussfähigkeit an solche Forschungen herzustellen, die sich mit besonders belasteten Familien beschäftigen und auch nach den Kontexten und Ko-Produzenten von Familie fragen.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich auch der Aufbau des Bandes. Im konzeptionell ausgerichteten Abschnitt 2 sollen neben einigen Feinjustierungen des Forschungsansatzes vor allem Lücken bearbeitet werden, die sich in den vergangenen Jahren gezeigt haben. Diese beziehen sich auf analytische *Dimensionen* wie den Zusammenhang von *Familie und Care*, der mit *Gender* verknüpft ist. Zudem geht es um die *praxistheoretische Einbettung* des Doing Family Ansatzes und die *Ausarbeitung des Undoing Family* als Gegenbewegung zu den Herstellungsprozessen von Familie. In den Abschnitten 3 und 4 werden auf der Basis empirischer Forschungen die *Vielfalt der Akteure* in Familie und rund um Familie und damit auch deren Netzwerke genauer ausgeleuchtet. Hier hat sich inzwischen reichhaltiges empirisches Material angesammelt. Hinsichtlich der *innerfamilialen Akteure* sollen v. a. diejenigen in den Blick genommen werden, die bislang eher vernachlässigt wurden, wie etwa Kinder, Väter und ältere Familienangehörige. Dabei sind insbesondere auch nicht-konventionelle Familienkonstellationen im Blick, bei denen rechtliche, biologische und soziale Elternschaft häufig nicht mehr zusammenfallen. Bei den *außerfamilialen Akteuren*, die, wenn sie als Individuen agieren, als Ko-Produzenten von Familie bezeichnet werden, werden drei verschiedene Konstellationen in den Blick genommen: zum einen die Fachkräfte in familienanalogen Formen des Aufwachsens von Jugendlichen, zum andern die Fachkräfte, die mit Familien in prekären Lebenslagen arbeiten sowie schließlich der kollektive „Akteur“ Medien. Jedes Mal geht es um den Beitrag dieser Akteure zum UnDoing Family.

Zum Abschluss des Bandes wird in Abschnitt 5 schließlich über Möglichkeiten, Angemessenheit und Reichweite bestimmter Methoden zur Erforschung des UnDoing Family reflektiert.

Erläuterung der Beiträge des Bandes

Der *Abschnitt 2*, der das Konzept des Doing Family „in Bewegung“ beschreibt, besteht aus sechs Unterkapiteln.

Das Kapitel 2.1 „*Zentrale konzeptuelle Annahmen, Feinjustierungen und Erweiterungen*“ von Karin Jurczyk und einem Beitrag von Thomas Meysen bündelt den aktuellen Stand der konzeptionellen Annahmen zum Doing und Undoing Family. Dieses Überblickskapitel ermöglicht es, sich der zentralen Bausteine zu vergewissern und gleichzeitig wichtige Weiterentwicklungen seit 2014 aufzuzeigen. Dargestellt werden in knapper Form erstens die *zwei* (nicht drei, wie in 2014 dargestellt) Grundformen der Herstellung von Familie, das Balancemanagement sowie die Konstruktion von Gemeinschaft und Gemeinsamkeit mit ihren Unterformen. Zweitens geht es um die Bedeutung von Care als „Handlungskern“ von Familie und die Skizze eines carezentrierten Familienbegriffs. Drittens wird das Undoing Family umrissen und dabei u. a. zwischen aktivem ‚Vergessen‘ sowie ‚Neutralisierung‘ auf der einen Seite und gezielt betriebener Distanznahme, Schädigung bis hin zur Auflösung von Familie auf der anderen Seite unterschieden. Viertens werden die Dimensionen und Modi familialer Praxen rekapituliert und gefragt, welche mehr Beachtung als bislang bedürften und wie sich Intentionalität, Routinisierung und Ritualisierung des Handelns unter spätmodernen Bedingungen zueinander verhalten. Fünftens geht es um darum, den Blick von den Eltern als familialen Akteuren systematisch zu erweitern um andere Personengruppen, Konstellationen und institutionelle Ko-Produzenten von Familie. Schließlich wird sechstens nach der Einbindung familialer Praxen in gesellschaftliche Kontexte gefragt und nach den Freiheitsgraden, die diese Kontexte dem familialen Handeln lassen. Im Unterkapitel 2.1.7 wird das Recht als ein besonders relevanter institutioneller Kontext von Thomas Meysen in Bezug auf das Doing und Undoing Family genauer analysiert. Dabei erweist sich das Verhältnis von familialer Praxis und rechtlicher Rahmung als vielschichtiges Wechselspiel. Durch die Differenzierung im Recht zwischen Verwandtschaft und Familie wird deutlich, dass einerseits Familie als Fürsorgepraxis und soziale Wirklichkeit mit Rechten ausgestattet und als Institution geschützt wird und dass andererseits Verwandtschaft allein über eine rechtliche Zuordnung von Kindern zu Eltern sowie damit weiteren Verwandten definiert wird.

Im Kapitel 2.2 skizzieren Karin Jurczyk und Jacqueline Ludwig, wie das *Doing Family in der Forschungslandschaft* theoretisch und empirisch verankert ist. Dabei wird auch die Begriffsgeschichte und Bedeutungsvielfalt des Doing Family erläutert und auf das zentrale Konzept der „Familienpraktiken“ von David Morgan verwiesen. Bei der Rezeption der verschiedenen Studien wird ein wichtiger Unterschied sichtbar: zwischen dem *Doing Family* als Herstellung einer Gemeinschaft und den verschiedenen *Doings*, also den einzelnen auf den

Inhalt

1. Einführung	
<i>Karin Jurczyk</i>	7
2. Ein Konzept in Bewegung: Bausteine, konzeptionelle Schärfungen und empirische Anreicherungen	
2.1 UnDoing Family: Zentrale konzeptuelle Annahmen, Feinjustierungen und Erweiterungen	
<i>Karin Jurczyk unter Mitarbeit von Thomas Meysen</i>	26
2.2 Doing Family in der Forschungslandschaft – Beiträge und Rezeptionen	
<i>Karin Jurczyk, Jacqueline Ludwig</i>	55
2.3 Das Tun und Lassen in Familien analysieren: Praxissoziologie und Lebensführung als Impulse des UnDoing Family-Ansatzes	
<i>Andreas Lange</i>	78
2.4 UnDoing Gender – Theoretische Zugänge und Lernprozesse fürs UnDoing Family	
<i>Anna Buschmeyer, Karin Jurczyk, Dagmar Müller</i>	99
2.5 Familie als Care – die Entzauberung der ‚Normalfamilie‘	
<i>Karin Jurczyk, Barbara Thiessen</i>	116
2.6 ‚Scheitern‘ von Familie? Oder: Vom Doing zum Not Doing und Undoing Family	
<i>Heinz Kindler, Sabeth Eppinger</i>	141
3. Familiäre Akteure und Netzwerke	
3.1 Young Carer: Wer pflegt wen? Familie als anpassungsfähige Care-Ressource	
<i>Laura Castiglioni</i>	170
3.2 Väter in der familialen Lebensführung – Handlungsspielräume zwischen Beruf und Familie	
<i>Claudia Zerle-Elsäßer, Birgit Jentsch</i>	193
3.3 Doing Family in komplexen Familienformen: Herausforderungen in der Alltagsgestaltung und im Coparenting in Stieffamilien	
<i>Christine Entleitner-Phleps, Ulrike Lux, Sabine Walper</i>	214
3.4 Doing und Undoing Family in Adoptivfamilien	
<i>Ina Bovenschen</i>	229

3.5	Gemeinschaftliches Wohnen – Doing Family in erweiterten Familiennetzwerken? <i>Martina Heitkötter</i>	253
3.6	UnDoing Family by Delegating Care? Über die Alltagspraxis der Versorgung älterer Menschen in privaten Haushalten mit migrantischen Haushaltsarbeiterinnen <i>Maria S. Rerrich, Katrin Roller, Sabrina Schmitt</i>	274
3.7	Multilokales und transnationales Familienleben: UnDoing Family bei räumlicher Distanz <i>Eveline Reisenauer</i>	296
4.	Das Zusammenwirken von individuellem, institutionellem und diskursivem Doing Family	
4.1	Doing, Undoing und Not Doing Family – Zur Deutungs- und Bezeichnungspraxis im Alltag familienanaloger Formen der Hilfen zur Erziehung <i>Maximilian Schäfer</i>	311
4.2	Doing Family unter prekären Bedingungen – Verständnisweisen von Eltern und Fachkräften <i>Sabine Andresen</i>	340
4.3	Doing Family durch Medien und Kommunikationstechnologien – Systematisierungen und Forschungsstand eines interdisziplinären Feldes <i>Andreas Lange</i>	355
5.	Methodologische Reflexionen zum Doing Family: die Operationalisierung des qualitativen Konzepts der familialen Lebensführung in der quantitativen Erhebung AID:A <i>Claudia Zerle-Elsässer, Waltraud Cornelißen, Christine Entleitner-Phleps, Karin Jurczyk, Josefine Klinkhardt und Alexandra Langmeyer</i>	376
	Die Autorinnen und Autoren	396
	Literaturverzeichnis	400